

des Buches, das etwas unentschieden zwischen wissenschaftlicher Studie und politischem Werk changiert. Diese fehlende Linie macht es mitunter schwer lesbar. Viel Raum nimmt die Darstellung der migrationspolitischen Situation und Debatte der jeweiligen Länder ein, in der die Autorinnen auch deutlich Partei nehmen. Die Grenzen zu den eigentlichen Ergebnissen der Analyse bleiben dabei aber etwas unscharf. Trotz allem ein wichtiges Buch, vor allem weil die Autorinnen überzeugend zeigen, warum die Debatte um das Kopftuch stellvertretend für die Diskurse um Zugehörigkeit steht.

Friederike Herrmann, Eichstätt



Tanja Gojny/Kathrin Kürzinger/Susanne Schwarz (Hg.): Selfie – I like it. Anthropologische und ethische Implikationen digitaler Selbstinszenierung (=Religionspädagogik innovativ, Band 18) Stuttgart: Kohlhammer 2016, 223 Seiten, 32,00 Euro.

Mit ihrem Sammelband haben die drei evangelischen Herausgeberinnen den Versuch unternommen, das Phänomen Selfie, das gerade unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen populär ist, religionspädagogisch zu verorten. Herausgekommen ist ein Sammelband, der die Aufnahme in die Reihe „Religionspädagogik innovativ“ verdient, da dieses Thema bislang noch wenig in der wissenschaftlich-religionspädagogischen Reflexion Beachtung findet.

Aufgebaut ist das Werk in drei Teile: Zunächst gibt der grundlegende Artikel von Tanja Gojny einen komprimierten, aber facettenreichen Überblick über den Forschungsstand zu Selfies und deren Funktion und vermittelt damit einen ersten Einblick in die „multiperspektiven Erkundungen“ (S. 41), die den zweiten Teil des Bandes bestimmen. Hier beschreibt Kathrin Lobinger zunächst die Ambivalenz zwischen realer und inszenierter Selbstabbildung, die Selfies als Medium der Selbstpräsentation innewohnt, wobei die Selbstinszenierung bislang meist negativ gedeutet wird. Lobinger plädiert dafür, Selfies einer neuen Bewertung zu unterziehen. Selfies seien als „visueller Ausdruck von Gefühlen, Ängsten und Hoffnungen“ (S. 48) nicht zu unterschätzen und müssten deshalb auch im Sinne einer emanzipatorischen Betrachtungsweise daraufhin untersucht werden, ob und inwieweit sie als Unterstützung zur Identitätsentwicklung gesehen werden können. Es gelte den „Mittelweg zwi-

ischen Selfie-Shaming und Selfie-Celebration“ zu wahren (S. 55). Spezifische Selfies, wie das Abbilden bestimmter Körperteile, werden von Klaas Huizing kenntnisreich in dem von ihm so bezeichneten „Wörterbuch der Selbstentblößung“ eingeordnet. Er fordert eine „medienpädagogisch kluge Schulung der eigenen Empfindsamkeit“, die es nach ver- und zerstörenden Nackt-Selfies wieder neu zu entdecken gelte (S. 69).

Den landläufig zitierten Vorwurf, die Häufigkeit von geposteten Selfies lasse einen Rückschluss auf den Grad von Narzissmus zu, widerlegt Michael Bauer in seinem essayistisch angelegten, wissenschaftlich aber aufschlussreichen Artikel. Vor dem Hintergrund der psychoanalytischen Theorie arbeitet Bauer eine griffige Definition des Begriffes Narzissmus und seiner Ausprägungen heraus. Er plädiert dafür, den Begriff Narzissmus nur noch für die pathologische Form zu verwenden (S. 89). Abschließend entwickelt Bauer die Empfehlung, die Selfiekultur als Beobachtungsanreiz für eine vertiefte und explizite theologische Diskussion zu verstehen, innerhalb derer Aspekte wie Dämonisierungen, Gottebenbildlichkeit oder das biblische Bilderverbot neu verhandelt werden können.

Der Frage, ob Selfies als Gradmesser des Glücks von Jugendlichen und jungen Erwachsenen dienen können, geht Kathrin Kürzinger in einer explorativ qualitativ angelegten Studie nach. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass sich Selfies aufgrund der inhärenten Inszenierungsabsichten nur bedingt dafür eignen (S. 112). Allerdings können Selfies als Zugänge für existentielle Fragen wie die nach dem eigenen Glück im Leben und den jeweiligen Sinnhorizonten dienen. Kürzinger stellt die Frage, ob das Teilen von Selfie-Glücksmomenten auch als Weitergabe von Glück gesehen werden kann. Damit wird auch thematisch auf den dritten Teil übergeleitet, der sich der Frage widmet, inwieweit sich die anthropologische und ethische Dimension des Selfie-Phänomens für die Praxis in Religionsunterricht und Gemeindearbeit nutzbar machen lassen.

Hier werden verschiedene Optionen angeboten: Theologisch kann mit Rückgriff auf Henning Luther argumentiert werden, dass auch durch noch so perfekt inszenierte Selfies die eigene Identität in ihrer Gebrochenheit und in ihrer Fragmentarität als anthropologische Fragestellung für die Arbeit in Religionsunterricht und Jugendarbeit aufgegriffen werden kann (S. 129). Es sei jedoch darauf zu achten, dass „Selfies“ als jugend-

*Ob Selfies als Gradmesser des
Glücks von Jugendlichen dienen können,
geht Kürzinger in einer explorativ
qualitativ angelegten Studie nach.*

kulturelles Phänomen für einen Transzendenzbezug nicht verweckt werden dürften (S. 215). Weitere religionspädagogische Anschlussstellen wären die Betrachtung von Selfies unter der Perspektive von Altern und Sterben (Britta Konz) oder auch das den Selfies innewohnende Exklusionspotential, das konträr zu einem inklusiven Verständnis von Religionsunterricht stehen kann (Ulrike Witten). Ein nicht zu unterschätzendes Potential für ethische Lernprozesse bietet auch die Selfie-Nolfie-Frage, die Susanne Schwarz aufgreift, und die den Blick auf Leerstellen lenkt, auf das, was nicht gezeigt, gepostet und geliked wird. Insgesamt entsteht ein bildungspolitisches Plädoyer zugunsten einer werte- und weltreflektierten Begleitung durch die religiöse Bildung.

Auch wenn sich einzelne Argumentationsstrukturen und Autor_innen wiederkehrend in nahezu allen Beiträgen dieses Bandes finden, liegt doch der Reiz in der facettenreichen, individuellen Ausgestaltung der Beiträge dieses Bandes. Seine Lektüre lohnt sich aus medienethischer, religionspädagogischer und praxisorientierter Perspektive.

Simone Birkel, Eichstätt